

## ZERSTREUTE GEDANKEN ÜBER CHRISTIAN REUTERS SCHELMUFFSKY

von HIROSHI ARAI\*

Im Wintersemester 1688 wurde ein Bauernsohn namens Christian Reuter, der 1665 in Kütten bei Halle an der Saale geboren war und dessen seit 1531 dort ansässige Familie väterlicherseits vor dem Dreißigjährigen Krieg offenbar wohlhabend gewesen sein muß, an der starkorthodoxen Universität Leipzig immatrikuliert. Früher bei den außergewöhnlichen Zuständen der Kriegs- und Nachkriegszeit dauerte das „Studium“ oft ziemlich lang; um ein Beispiel zu nennen: sogar „eine einmalige Ausnahme, daß 1638 Heinrich Oel im Alter von genau 100 Jahren als Leipziger Student starb,“<sup>1</sup> kann man in der Geschichte dieser 1409 gegründeten Universität finden. Da es aber Ende der achtziger Jahre war—also vierzig Jahre nach dem Friedensschluß—und die meisten Studenten mit sechzehn Jahren ihr Studium begannen, war er mit seinen dreiundzwanzig Jahren schon ungewöhnlich alt; doch ist das noch keine wichtige Sache, denn dieser ältere „Fuchs“ sollte es in Leipzig auf etwa 20 Semester bringen, bis er im April 1699 „in perpetuum“ relegiert und als ewiger Kandidat—noch 1705 nannte er sich *Juris utrisque Candidatus*—von der akademischen Welt vertrieben wurde.

Warum er so lang die Schulbank des Domgymnasiums zu Merseburg gedrückt hatte, ist uns unbekannt—jedenfalls schätzte F.J. Schneider die Gymnasiastenzzeit Reuters auf mindestens 13 Jahre; auch die ersten fünf Jahre des Studienaufenthalts in Leipzig bleiben meistens im Dunkel. Dagegen sind uns die Vorgänge und Umstände, die ihn das Studententum seit 1695 noch weiter zu verlängern zwangen und dessen eigentlichen Sinnes nach und nach beraubten, genauer bekannt dank anhaltenden Nachforschungen einiger Wissenschaftler. Denn Reuter geriet in demselben Jahr mit Anna Rosine Müller, einer stadtbekanntem Wirtin und Witwe, bei der er wahrscheinlich im Jahr zuvor mit einem Kommilitonen namens Johann Grel eine Studentenbude bezogen hatte, in einen unannehmlichen Streit und die Akten über den Prozeß zwischen Reuter und Müllers wurden etwa 200 Jahre später im Leipziger Stadtarchiv entdeckt.

Der Anlaß des Konflikts selber ist nur ein Fall unter vielen: zwei Studenten wurden wegen des Zurückstehens des „Stubenzins“ von der Mietfrau ziemlich unsanft auf die Straße gesetzt und der eine, der seinen Stolz tief verletzt gefühlt, griff gleich zur Feder, um sich an der hartherzigen, „ehrlichen“ Zimmerwirtin zu rächen. Wenn diese Wiedervergeltung in der unter Leipziger Studenten üblichen Art nicht so auffälligen Erfolg gehabt hätte, wie er war, so hätte der lustige Junge, dem „benignior Natura sales et jocos indulcit,“

\* Lecturer (*Kōshi*) of German.

<sup>1</sup> Treue, Wilhelm: Kulturgeschichte des Alltags. 1. Aufl. Frankfurt a. M./Hamburg: Fischer Bücherei. 1961. S. 115.

nachdem er das Studium abgeschlossen, ein städtisches Amt von Zöbzig wie erwartet angenommen und hätte in dieser Stadt, wo sein Urgroßvater mütterlicherseits einmal Bürgermeister gewesen war, ein friedliches, wenn auch durchschnittliches, Leben geführt. Sein satirisches Talent von Natur und das Milieu, in dem er sich fand, sperrten ihm aber den Weg zum ruhigen, selbstgenügsamen und ordentlichen Leben ab, indem sie aus ihm einen eigenartigen Student-Schriftsteller erzeugten. Seine Erstlingsarbeit *L'Honnête Femme/Oder die Ehrliche Frau zu Plißine*, die er im Sommer 1965 schrieb und unter dem Pseudonym Hilarius drucken ließ, mag eines scherzhaften Studenten lustiges „Spiel“ im Sinne von ludicrum gewesen sein; die mimetischen Gestalten und Begebenheiten des „Lustspiels“ aber waren so parodistisch und satirisch dargestellt, daß sich die Karikierten darin unmittelbar wiedererkannten. Sie verklagten den zuerst unbekanntem Verfasser und den Verleger sogleich nach dem Erscheinen der Ausgabe beim Universitätsgericht und dem Magistrat der Stadt Leipzig. Trotz der Maske des Pseudonyms wurde Reuter bald vernommen. Es begannen nun unversöhnliche Händel zwischen dem „Pasquillanten“ und der „ehrlichen“ Familie: diese mit wiederholten Klagebriefen an den Magistrat und später auch an den Kurfürsten, jener mit immer neuen Variationen des einen Themas. So entstanden in folgenden Jahren das zweite Schlampampedrama, die zwei Fassungen des *Schelmuffsky*-Romans, die Oper *Signeur Schelmuffsky* und die Predigtparodie *Letztes Denk- und Ehrenmal*. Selbst *Graf Ehrenfried*, die letzte literarisch wertgeschätzte Leistung Reuters, stand zu diesem Konflikt mit seiner ehemaligen Zimmerwirtin und deren Familie im engeren Verhältnis.

Schon allein diese Entstehungsgeschichte kann interessanter Gegenstand der positivistischen, literatur-historischen Nachforschung gewesen sein; erst recht die Erschließung des Decknamens sowie die Nachwirkungsgeschichte. Das Pseudonym „Hilarius“ ließ sich nach Jahrzehnten nicht mehr lüften und nur die Werke wurden im Leipziger Bezirk überliefert. Der Leipziger Professor, und sozusagen literarische Diktator, Gottsched, der den Hanswurst aus dem Theater vertrieben hatte, kannte noch die Schlampampe-Dramen; Gottfried August Bürger, der Dichter von *Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen* besaß die erste Auflage des *Schelmuffskys Wahrhaftige Curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande*; vor allem die Romantiker entdeckten den „Tebelholmer“ wieder und trieben einen Schelmuffsky-Kult; aber unter ihnen allen wurde der Name des Verfassers vergessen. Erst am Ende des letzten Jahrhunderts, nach den vorangehenden Hinweisen und Bedeutungen von Theodor Herman und Emil Weller, erschloß Friedrich Zarnckes Akademieabhandlung von 1884 Leben und Werk des Dichters grundlegend. Seit dieser überraschenden Wiederentdeckung, die nach der Grimmelshausen-Entdeckung als größte Leistung der positivistischen Barockforschung geschätzt ist, sind Reuters Rang und Bedeutung in der deutschen Literaturgeschichte vielerlei umstritten. „Während die positivistische ebenso wie die geistesgeschichtliche Forschung zu einer Überbewertung Reuters neigte, scheint sich in der heutigen, am Formproblem stärker interessierten Wissenschaft eine Unterbewertung des Dichters anzubahnen.“<sup>2</sup> Unter dieser Situation eröffnete Karl Tober 1955 mit seinem Aufsatz *Christian Reuters Schelmuffsky* ein neues Kapitel der Reuter-Forschung, indem er durch einen genauen Textvergleich der beiden Romanfassungen „jeden Verdacht auf mechanische Aufschwellung im Sinne des Barock“ aufgehoben und die Entwicklung des Reuterschen Schaffens „von Stil-, von der Charak-

<sup>2</sup> Hecht, Wolfgang: Christian Reuter. 1. Aufl. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 1966. S. 1.

terisierungs- und Aufbautechnik her“ bestätigt hat. Seine Untersuchung veranlaßte eine Reihe Herausgaben des Reuterschen Werks: 1956 zwei textkritische Ausgaben von *Schelmuffsky*, 1962 *Graf Ehrenfried*, 1964 *Schelmuffsky*, 1966 *Schlampampe Komödien*—die letzten beiden in Reclams Universal-Bibliothek—und 1969 die umfangreichste Ausgabe *Christian Reuters Werke* (BDK), die zur Zeit zugänglich ist. Diese Neudrucke und vor allem das ausführliche Realenbuch von Wolfgang Hecht benutzend, betrachten wir hier hauptsächlich das Satirische und Zeitkritische in *Schelmuffsky*.

Da es von Anfang an klar ist, daß Schelmuffskys „wahrhaftige, curiöse und sehr gefährliche Reise-Beschreibung zu Wasser und Lande“ keineswegs wahrhaftig, sondern bloßes „Geprahle oder Aufschneiden“ „auf der Bier-Banck“ ist, wäre es freilich eine unmögliche sowie absurd-komische Mühe, die örtlichen und zeitlichen Darstellungen zu behandeln, als ob sie Zeit-Raum-Elemente von Nachrichten oder historischen Romanen wären. Wir können zum Beispiel die scheinbar vernünftige Datierung der Briefe im zweiten Teil nicht für ernst nehmen. (Das Datum—den 1. April—deutete vielmehr eine gerade seit dem 17. Jahrhundert eingeführte Sitte, nämlich den Aprilscherz, an.) Dies zugegeben, ist es doch merkwürdig, daß der aufschneiderische Taugenichts in seiner lügnerischen Weltreise, abgesehen von dem ärmlichen halbjährigen Gefängnisserlebnis zu St. Malo, nie nach Frankreich geht. Denn wir können den Einfaltspinsel ungefähr für einen Zeitgenossen von höfisch-barocker Kultur und zugleich „de grand siècle“ halten: wir haben den Halt an Schelmuffskys Anspielungen der Zeitereignisse und an unsren sittengeschichtlichen Kenntnissen. Die Zeit war in der Tat mehr reisefreudig als früher; Italienreisen erfreuten sich nach wie vor allgemeiner Beliebtheit, und immer mehr reiste man nach Deutschland Küsten, nach Norden und Westen, besonders aber nach Frankreich. Denn es war auch die Zeit der sogenannten Franzöisierung in Deutschland. Dem Beispiel, das Louis XIV. im Großen gab, folgten die meisten deutschen Fürsten im Kleinen, so daß der Sonnenkönig in Versailles, wenn nicht die politische und militärische, doch kulturelle Hegemonie des Kontinentes besaß. „Die Sprache, die Bewegung, das Benehmen, Tisch- und Trinksitten, kurz das Leben vom Morgen bis in die Nacht geriet unter französischen Einfluß.“<sup>3</sup> Frankreich sollte also das wichtigste Reiseziel sein, wenn sich Schelmuffsky durch seine „Kavaliertour“ zu einem Galanthomme wandeln und sich wenigstens in seinem einfältigsten Geschwätz für einen solchen ausgeben wollte; er umgeht trotzdem gerade das Land, was uns ein wenig sonderbar kommt.

Zunächst läßt sich diese scheinbar seltsame Handlung des erzählenden Helden von mancherlei Standpunkten aus erklären. (1) Am simpelsten ist, alles dem Vorbild des lügnerischen Reisenden zuzuschreiben. Es ist fast gleich zu behaupten, Reuter habe seinen Helden nur deswegen nicht nach Frankreich reisen lassen, weil Eustachius Müller, der sogenannte „Fremder“ in der historischen Müllerschen Familie, gar nicht oder nur wenig von Frankreich geschwätzt habe. Das bedeutet, mit anderen Worten, unmittelbarste Verbindung vom Reuterschen Werk mit dem rohen Material anzuerkennen. (2) Man könnte auch annehmen oder behaupten, daß der *Schelmuffsky*-Roman durch und durch zum bloßen Spaß und ohne ernste Absicht außer der, Müllers persönlich zu schmähen, geschrieben sei. Fol-

<sup>3</sup> Treue: a.a.O. S. 110.

gerichtig sei es ganz unnötig, einen hinreichenden Grund des Ausfalls von Frankreich als Reiseziel zu suchen. Alles liege sozusagen unter lauter Zufälligkeit, so daß der Verfasser jedes Land als Schemlufskys lügnerisches Reiseziel wählen könne, zum Beispiel Rußland (wie bei *Münchhausen*), Amerika oder Kanada (übrigens waren sie noch Kolonien), der Nordpol (wie Meister Johann Dietz erzählt)<sup>4</sup> oder gar Japan in der Edo-Zeit! Wenn wir dies zugeben, scheint es uns doch eine Art unbewußte Auslese oder psychisch-systematische Anordnung der Länder-Reihen in der Handlung zu geben. (später mehr davon) (3) Reizend und ziemlich überzeugend ist die Annahme, daß der Verfasser geplant hätte, Schelmuffskys französische Reise als Krönung des Ganzen im folgenden dritten oder vierten Teil zu erzählen, wie die Ankündigung am Ende des zweiten Teils eine weitere Erzählung voraussagt. Irgendeine unbekanntere Ursache aber habe ihn davon verhindert u.s.w. (4) Der vierte Standpunkt ist, verglichen mit den erwähnten, sozusagen aktiv oder positiv: er bejaht und bewertet den Ausfall hoch. Er will darin künstlerisches Zielbewusstsein des Verfassers finden; und zwar in dem Sinne, daß gerade dieser Ausfall des der Logik der Dinge nach wichtigen Reiseziels den Eindruck von der Unzuverlässigkeit des Erzählten sowie vom einfältigen Stolz des gemeinen Ich-Erzählers verstärkt, indem er den Fluchtpunkt der zeit- und gesellschaftskritischen Karikatur in literarischer Form macht.

Nun, ist der erste der angegebenen Standpunkte aber leicht zu beseitigen. Da es schon bisher von manchen Nachforschern erörtert und bewiesen worden ist, daß *Schelmuffsky* nicht so rückhaltlose, unmittelbar persönliche Anspielungen enthält wie *Ehrliche Frau*, brauchen wir es hier nicht zu wiederholen, zumal der Sohn von Frau Schlampampe und der Held von *Schelmuffsky* nicht ganz identisch sind. Der zweite führt zwar nicht geradewegs zur Unterschätzung des originalen Romans, aber zum etwas unvorsichtigen Übersehen wesentlicher Elemente von Reuters Schöpfung. Was den dritten Standpunkt angeht, so müssen wir sozusagen neutral sein, solange die Annahme unbegründet bleibt. Wir weisen nur darauf hin, daß jene Voraussage auch eine Prahlerei Schelmuffskys sein kann. Untersuchen wir also die Möglichkeit des vierten Standpunkts, so finden wir einen lockeren Zusammenhang in der scheinbar ungeordneten Reihe der Reiseziele-Länder. Sie spielt ein verzerrtes Bild von der damaligen politischen Situation wie auch internationalen Fragen und Ereignissen im begrenzten Gesichtsfeld Schelmuffskys wider.

Schelmuffsky geht zuerst nach der Seestadt Hamburg, die damals nicht nur ein Mittelpunkt des Überseehandels war, sondern auch die Rolle des Nachrichtenzentrums für inländische Städte und Länder übernommen hatte. Da sich Leipzig, das am Kreuzungspunkt alter Handelsstraßen liegt, im Laufe der Jahrhunderte zu einem der bedeutendsten Handels- und Kulturzentren des „territorial zersplittert, wirtschaftlich verarmt und konfessionell verfeindeten“<sup>5</sup> Deutschlands entwickelt hatte, herrschte in diesen beiden Städten schon, wenn auch verhältnismäßig, die Atmosphäre der Freiheit, die dem sich emporschwingenden Bürgertum eigentümlich war. Es ist deshalb kein Wunder, daß die ersten deutsch geschriebenen Zeitschriften, Vorläufer des repräsentativen Massenkommunikations- und Bildungsmittels

<sup>4</sup> Hrsg. v. Beyer=Fröhlich, Marianne: Selbstzeugnisse aus dem Dreißigjährigen Krieg und dem Barock (Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen: Reihe Deutsche Selbstzeugnisse. Band 6). 1. Aufl. Leipzig: Verlag von Philipp Reclam jun. 1930. S. 161 ff.

<sup>5</sup> Jäckel, Günter: Einleitung zu *Christian Reuters Werke in einem Bande*. 3. Aufl. Berlin/Weimar: Aufbau Verlag. 1969. S. 7.

neben Zeitungen im kommenden bürgerlichen Zeitalter, eben in diesen beiden Handelsstädten hintereinander erschienen. In Hamburg wurde 1763 *Relations-Courier* von Thomas Wiering veröffentlicht, dann in Leipzig 1688, nach dem lateinischen Journal *Acta eruditorum* (1682), die älteste deutsche gelehrte Zeitschrift *Monatsgespräche*, d.h. *Scherz -und ernsthafter, vernünftiger und einfältiger Gedancken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen*. Kurz, Hamburg und Leipzig hatten engere wirtschaftlich-kulturelle Beziehungen und etwa gleichartige Tendenz als entwickelte Städte. (In dieser Hinsicht werde an den „lustige Bote aus Hamburg“ in *Ehrlicher Frau*.) Daher enthält die Lügen-Erzählung Schelmuffskys im „anderen Kapitel“ des ersten Teils mehr Mischungen und Verwechslungen von Tatsachen und Illusionen als in anderen Kapiteln. Zum Beispiel verwechselt der Halbwisser die berühmte Alster in Hamburg mit dem Elster-Fluß in Leipzig; die zwei pomphaft mitgeteilten Opern wurden zwar wirklich damals in Hamburg gespielt, aber das „Opern-Hauß“ erinnert uns auch an das große Opernhaus, das 1693 in Leipzig am Brühl eröffnet wurde. Bei seinem Besuch der „Ring Mauer“ und „Stern-Schantze“ wird von „voriger Belagerung“ erwähnt, was vielleicht eine Assoziation voraussetzt, die die achtjährige Besetzung Leipzigs durch die Schweden (bis 1650) und die mehrmonatige Belagerung Hamburgs im Jahre 1686 durch die Dänen verbindet. Wahrscheinlich eben deshalb geht Schelmuffsky dann von Hamburg nicht nach Dänemark, sondern nach Schweden. Auch die später offen werdende Konkurrenz Schwedens mit der Personalunion Sachsen-Polen können wir dabei nicht ganz außer acht lassen. Von Stockholm fährt (und schwimmt!) der Held nach Holland, dem Land, das neben Frankreich das beliebteste Ziel von „Kavaliertour“ für die Reichen und Vornehmen darstellte; der Holländer hatte noch mit genauer Not jene Stellung inne, die man in späteren Zeiten dem Engländer zubilligte. Von Amsterdam, wo die Ostindische Kompanie 1602 gestiftet worden war, segelt der „brave Kerl“ nach Indien, um den „Hoch-Gebornen Grossen Mogol den Aeltern weltberühmten Könige oder vielmehr Keyser in Indien zu Agra“ zu sehen. Wahrscheinlich wußte der Verfasser nur vom Hörensagen den Reichtum, Luxus und Aufwand des Hofes von Shan Jahan (1592-1666), Enkel von Akbar und dem fünften Kaiser des Mogul-Reichs, der katastrophale Mängel der allgemeinen und finanziellen Verwaltung bereinigte und eine große Zahl der Bauten, vor allem das weltberühmte Grabmal „Tadchmahal“ zur Erinnerung an seine geliebte Frau, bauen ließ. In bezug auf den Titel „Großen Mogol“ erinnern wir uns auch eines in demselben Jahrhundert gefundenen, doch bald verlorenen größten Diamanten, der im ungeschliffenen Zustand 817 Karat gewogen haben soll und 1666 zuletzt in dieser Welt gesehen wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach kann diese historische Anekdote keine Beziehung mit *Schelmuffsky* haben, aber die Episode von der „Kette mit des grossen Mogols Bildnis“, „welches von den schönsten Indianischen Golde war“, die dem „praven Juncker“ als Abschiedsgeschenk gegeben wird, läßt uns doch ein kleinstes freies Feld für die Mutmaßung, daß Reuter auch davon etwas gehört habe. Nach dem vierzehntägigen Aufenthalt fährt Schelmuffsky aus Indien zum andern europäischen Land, nämlich England, das durch seine Ostindische Kompanie irgendeine Beziehung mit Indien hat (das dritte Land, in dem auch die Ostindische Kompanie gestiftet war, ist Frankreich!) und hier finden wir typische „Lügente“,<sup>6</sup> die Schelmuffsky, ein Verwandter jenes „Hans von Rippach“, aus Tagesneuigkeiten internationalen Umfangs erdichtet und ins Lächerlich-Groteske verzerrt. In London begegnet Schelmuffsky wieder „Hr. Toffel“,

<sup>6</sup> *Lügende, Lügente*: Kontamination von Lüge und Legende, lügenhafte Legende.

dem vornehmen „Lord in London, mit Trauten, seiner Liebste, bey welchen“ er „zu Amsterdam auf der Hochzeit gewesen“; der vornehme Lord hat seinen „Pallast“ und bittet unsren Helden, „bey ihm das Quartier“ zu nehmen. Nun, was könnte das anders sein, als Schelmuffskys geistiger Schwachheit gemäß närrischerweise umgebildetes, albern-pomphaft wiedergegebenes Halbwissen von „Glorious revolution“? Die historische Tatsache ist: im Jahre 1677 heiratete Wilhelm von Oranien Maria, die Tochter des späteren katholischen Königs Jakob II. von England. Im Jahre 1688, als alle Hoffnungen auf eine protestantische Thronfolge zerstört waren, weil die zweite Frau Jakobs II. unversehens einem Sohn das Leben schenkte, luden die Engländer Wilhelm von Oranien ein, einzuschreiten, um die protestantische Religion zu schützen und die englischen Freiheiten wieder herzustellen.<sup>7</sup> Nach der Flucht Jakobs II. nach Frankreich erklärte das Parlament die Abdankung Jakobs und wählte als König und Königin die Ehegatten Wilhelm und Maria von Oranien. Die Engländer nennen diese Revolution „glorious“, weil sie keinen Tropfen Blut gekostet hatte, obwohl vor einigen Jahren, als die Erhebung der Protestanten, angeführt vom Herzog von Monmouth, Sohn Karls II., niedergeschlagen wurde, die Verschwörer blutig hingerichtet wurden. Auch auf diese Hinrichtung wird im 6. Kapitel angespielt. Das, glauben wir, sind Beispiele genug. Alles in allem ist es keine Übertreibung, wenn wir sagen, daß die lügnerischen Reiseziele nicht ganz unbedingungslos, ohne Faden des Zusammenhanges vorgestellt seien, sondern in bestimmter Reihenfolge, die die Welt-situation auf Schelmuffskys Weise reflektiert. In anderen Worten scheint alles darauf hinzudeuten, daß der Ausfall Frankreichs kein Spiel des Zufalls sei, sondern Ausdruck einer unausgesagten dichterischen Absicht.

Von anderer Seite her soll die Sache nun betrachtet werden. Im 4. Kapitel des zweiten Teils duelliert sich Schelmuffsky mit dem „frembden Sohn“ des „Gast-Hofe zum rothen Stier.“ Der unmittelbare Anlaß dazu ist „des Frembden Beschimpfung“ auf die „dummen Teutschen“: „O sapperment! wie horchte ich, als die Fremde von den dummen Teutschen schwatzte! Weil ich nun von Geburt ein Teutscher war, so hätte ich ja der Tebel hol mer wie der ärgste Bärenhäuter gehandelt, daß ich darzu stille schweigen sollen, . . .“ Der sonst schwatzhafte Held hat hier bis dahin den „Quarck“ und „Aufschneideri“ des andern „Kessel-Fleischers,“ anfangs „vor Lachen in die Zunge beissend“ und dann vielleicht Zähne knirschend sowie eine Faust im Sack machend, duldsam gehört. Dabei ist er sogar vernünftig genug, um innerlich zu meinen: „du willst ihn immer aufschneiden lassen—warum seyn die Menscher solche Narren und verwundern sich flugs so sehre über solchen Quarck!“ Das ist in erster Linie komisch-komplizierte Entlarvung Schelmuffskys, und zwar nicht durch einen moralisierenden Dritten, wie es bei höfisch-barocken Komödien üblich ist, sondern durch den Entlarvten selbst, indem er selbst sein Ebenbild ablehnt. (Daß Schelmuffsky dem „Frembden“ auch äußerlich ähnelt, zeigt folgende Stelle: die „wackere, ansehnliche Wirthin meynete aber nicht anders, ich—d.h. Schelmuffsky—wäre ihr Sohn!“) Gleich und Gleich gesellt sich *nicht* gern hier. Unser einfacher Held sieht das Betragen seines Ebenbildes und doch lernt er daraus nicht sein eigenes zu bessern. Er glaubt, seine verletzte Ehre durch den falschen Kavalier-Akt wiederhergestellt zu haben und macht sich noch mehr lächerlich. Aber selbst der größte Lügenschmied ist nicht so durch und

<sup>7</sup> Tunk, Eduard von/Castellia, Caston: Goldmanns Illustrierte Weltgeschichte 6; 1. Aufl. München: Wilhelm Goldmann Verlag. 1964. S. 243.

durch verlogen, daß er nicht dann und wann auch etwas Wahres sagte; geschweige denn unser lieber Dummkopf. Geben wir darauf acht, daß Schelmuffsky hier sozusagen deutschnationales Gefühl zum Ausdruck bringt, „in jener Zeit, wo die deutsche Nation nur in den Köpfen der Besten und Weitschauenden lebte.“<sup>8</sup> Und das um so auffälliger, weil der Reiseheld mit dem polonisierten Namen weder über die Verspottung des deutschen „Schneiders,“ noch des Hinweises auf die Ungeschicklichkeit der „Handelschafften und Commerciens in Teutschland“ wegen, sondern wegen allgemeiner Verleumdung des „dummen Teutschen“ über den „Frembden“ ärgerlich ist.

Rufen wir uns Reuters Zeugnisaussage ins Gedächtnis zurück: er habe die Redewendung „Der Tebel hohlmer“ nicht von Schelmuffskys Urbild, dem ältesten Sohn der Müllerin, nämlich Eustachius, gehört, sondern „von einem zu Merseburgk, welcher 4 Wochen weg-gewesen, und als er wiederkommen frembde reden wollen“. Infolgedessen hat schon im ersten Drama der Sohn Schelmuffsky nicht so enge Beziehung zum Urbild wie seine Mutter Schlampampe. Und bei aller Reserve und Abneigung gegen Verabsolutierung der Beziehung zwischen Stoff und Werk kann gesagt werden: hier hat sich die Beziehung noch einmal verändert: wenn der „Gast-Hof zum rothen Stier,“ wie ohne weiters anerkannt, Karikatur des Müllerschen *Wirthaus zum rothen Löwen* ist, so spielt hier nicht Schelmuffsky, sondern der „Frembde“ die Rolle eines Abbildes vom historischen Eustachius. Die Nebenperson Schelmuffsky in den Lustspielen ist noch in schwachen Umrissen geschildert; er ist nur ein Mitglied der lächerlichen Familie und wird von seinem jungen Bruder Däfftele „ein verlausigter Franzamnn“ genannt. Der Held Schelmuffsky des Romans, besonders in B-Fassung, hat freilich weit kräftigere Umrisse als der alte. Als Prahlhans ist er ein Neugeborener mit verwässerter Blutverwandschaft zum alten. Als Charakter steht er nicht mehr unter der Vormundschaft der „ehrlichen Frau“, sondern allein.

Mit dieser Verwandlung oder Entwicklung der Schelmuffsky-Gestalt verwandelt sich das Wesen des Reuterschen Schaffens. Auch die Veränderung des Ortsnamens von Schelmuffskys Heimat oder Wohnort zeigt es. (In *Ehrliche Frau* und *Krankheit und Tod: Plißine* —wahrscheinlich eine Mischung vom Flußnamen *Pleiße* und dem Vornamen Müllers *Rosine*. Dagegen in *Schelmuffsky* und *Denk- und Ehrenmal*: Schelmerode) Was Reuter also in *Schelmuffsky* mit seiner satirischen Flinte aufs Korn nimmt, ist nicht bloß Persönliches, sondern Zeitlich-Gesellschaftliches. Unser Held Schelmuffsky, der vermutlich an Paranoia logorrhoeica alcholistica leidet, ist nicht nur ein lügnerischer Reisender von der Art miles gloriosus, sondern auch ein burlesker Mischungscharakter von neuem Grobianismus des Studententums (daher ist er die Lieblingsgestalt des Verfassers), törichter Adels-süchtigkeit des wohlhabenden Bürgertums und eitler Affigkeit nach ausländischen, vor allem französischen Moden der ganzen Gesellschaft.

Neuer Grobianismus, weil stark grobianische Sitten schon seit der Renaissance einheimisch gewesen waren. Ein Spottvers, um ein Beispiel zu nennen, aus dem Jahre 1617 lautet:

Wer von Tübingen kommt ohne Weib,  
 Von Leipzig mit gesundem Leib,  
 Von Helmstädt ohne Wunden,  
 Von Jena ohne Schrunden,

<sup>8</sup> Treue: a.a.O. S. 108.

Von Marburg ungefallen,  
Hat nicht studiert an Allen.<sup>9</sup>

Dann herrschte während des langdauernden Kriegs eine Tendenz, wie sie durch Soldaten-Studenten-lieder repräsentiert ist, und dann „après-guerre“ falsche Galanterie! 1693 kritisiert Christian Thomasius eine Erscheinungsform der falschen Galanterie: „Ein Wohl-lüstiger Studente schläffet des Morgens gerne lange, und verderbet die beste Zeit, die Er zu seinen Studiren anwenden solte, mit Faullentzen, oder doch zum wenigsten liederlichen und unzüchtigen Gedancken; Seine Verrichtung des Tages über ist entweder Spielen, oder Fressen und Sauffen, oder Huren, und sich derjenigen Dinge befleissigen, und hauptsächlich darauß legen, die zu solchem Zweck dienen; als auff das Charten- und Würffel-Spiel, auff die Druck-Taffel, auff das Ballhauß, auff Besuchung der Wein- und Bier-Keller, der Toback-Stuben, der Chocolate- und Coffée-Häusser, der Comödien, der Leinen-Tänzer, der Klopff-Fechter, auff die Music, auff das Taschen-Spiel: an das Studiren wird am allerwenigsten gedacht, ausser, daß, wenn es hoch kommt, er dann und wann ein Historien-Buch, oder wohl einen Roman in die Hand nimmt, und daraus nur dasjenige heraus klaubet, was zur Verstärckung seiner Thorheit thut. Des Abends spielt, saufft oder huret er bis in die sinkende Nacht, denn er weiß, daß er des Morgens lange genug zu schlaffen hat; schreyet durch die Gassen, singet garstige Sau- oder Sauff-Lieder, oder lasset sich wohl gar nach Hause blasen, oder fiedeln, auch nach Gelegenheit wohl dazu leuchten, und da gehet er nun, und bringet bald der Jungfer, bald der Magd, bald einer noch gemeinern liederlichen Vettel Ständgen.“<sup>10</sup> Ob Christian Reuter selbst zu diesem Typ der Studenten gehörte, das muß hier unerörtert bleiben; daß Schelmuffsky aber, wenn er Student wäre, dazu gehöre, ist außer Zweifel.

Adelssüchtigkeit und Ausländerei, genauer gesagt, Französerei sind zwei Seiten der Großmannssucht der damaligen deutschen Neureichen. Verglichen mit französischem Besitzbürgertum war es also kennzeichnend fürs deutsche, daß es der Wille zum Schein nach zwei Richtungen trieb. Jedoch entfernten sich diese scheinbar unvereinbaren Richtungen —unvereinbar, weil der Adelstand eigentlich am konservativsten ist—damals nicht so weit, da die herrschende Klasse selbst den prachtvollen Mustern von Versailles nacheiferte.

Die Titelsucht und Nachahmung adliger Lebensführung, die mehr oder weniger in den Bürgerlichen fast aller Zeiten und Länder gefunden werden mag, ist an sich kein originelles Thema für satirische Dichtung oder Komödie, die eine sozial-erzieherische Funktion—Castigat ridend mores—erfüllt. Kein anderer als Molière hatte kurz vorher mit seiner Comédie-Ballet *Bourgeois gentilhomme* (1670) ein musterhaftes Beispiel gegeben. Er hatte außerdem mit *George Dandin, ou le Mari confondu* (1668) die andere Seite desselben Problems an den Tag gebracht. Reuter war offenbar vertraut mit Molièreschen Werken; das ist sowohl aus den scherzhaften Zueignungsworten der *Ehrlichen Frau*, als auch aus der historischen Sachlage, daß 1694 Molières Komödien in einer dreibändigen Prosaübersetzung erschienen, leicht zu folgern. Auch inhaltlich gesehen, ist die Intrige von *Ehrliche Frau* bis in die Einzelheiten *Les Précieuses ridicules* (1659) nachgebildet. Das Stück selbst ist sogar unter dem Schein einer Übersetzung aus dem Französischen erschienen.

Wir haben schon bemerkt, daß Schelmuffsky in seiner Phantasie-Reise gerade Frank-

<sup>9</sup> Mann, Golo: Wallenstein. 3. Aufl. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag. 1971. S. 29.

<sup>10</sup> Hrsg. v. Wiedemann, Conrad: Der galante Stil 1680-1730. 1. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. 1969. S. 18-19.

reich umgeht, und hier treffen wir auf die Tatsache, daß der Verfasser des *Schelmuffsky* bei seinem Erstlingswerk, zwar unter spielerischer Maske von Pseudonym, aber sozusagen als Sachkundiger der französischen Kultur aufgetreten war. Diesen zwei scheinbar gegensätzlichen Erscheinungen könnten wir nur eine Deutung geben: Reuter kritisiert die oberflächliche Nachahmung französischer Muster und die „galante“ Lebensführung, wie sie damals in Leipzig à la mode waren. Und zwar von einem Standpunkt, der nicht so weit entfernt von dem war, auf den sich einige Jahre zuvor Christian Thomasius gestellt hatte. Denn dieser hatte, wie bekannt, seinen scherzhaften sowie ironischen *Discours Welcher Gestalt von denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle* folgendermaßen begonnen: „ES ist kein Zweifel, und schon von vielen angemercket worden, daß wenn unsere Vorfahren die alten Teutschen anitzo auferstehen und in Teutschland kommen solten, ihnen im geringsten nicht düncken würde, daß sie in ihren Vaterlande und bey ihren Landsleuten wären. sondern sie würden sich vielmehr einbilden, daß sie in einem frembden Lande bey unbekanntem und gantz andern Menschen sich aufhielten; so grosse Enderungen sind, ich will nicht sagen, in tausend, sondern nur in etlichen hundert Jahren darinnen fūrggegangen, unter welchen nicht die geringste ist, daß da für diesem die Frantzosen bey denen Teutschen in keine sonderliche Hochachtung kommen, heut zu Tage alles bey uns Französisch seyn muß. Frantzösische Kleider, Frantzösische Speisen, Frantzösischer Haußrath, Frantzösische Sprachen, Frantzösische Sitten, Frantzösische Sünden, ja Frantzösische Kranckheiten sind durchgehends in Schwange.“<sup>11</sup>

Bisher ist öfters von einer leichten Abneigung Reuters gegen Thomasius gesprochen, zumal das traditionelle Schelmuffsky-Bild einen an die Kavalierskleidung, in der Thomasius „skandalös“ dozierte, wie bestellt erinnert. Es gibt zwar feineren Unterschied, aber im großen und ganzen stimmen die kritischen Tendenzen der beiden darin überein, hinzuweisen, daß alles Französische eo ipso nicht immer wertvoll ist, und gleichzeitig zu zeigen, Nachahmung selbst sei, nach Thomasius, „allezeit lobens würdig! Wenn die Sache nichts scheltwürdiges an sich hat.“ Dieser Standpunkt war aber damals in einem gewissen Sinne heterodox: er bedeutete gegen den Zeitstrom zu schwimmen. Denn der Zeitgeist im allgemeinen bestand in absoluter Französelei und zugleich, als Reaktion, verdeckter Frankophobie. Erst diese Auffassung der Situation, unsrer Meinung nach, läßt uns jenes unerwarteterweise ausgedrückte deutsch-nationale Gefühl Schelmuffskys und sein Ausweichen von Frankreich verstehen: trotz seiner Dummköpfigkeit, ja sogar seiner Dummköpfigkeit wegen, findet der Taugenichts heraus, wie der Wind weht, und sucht, mit der Zeit zu gehen. „Nicht allein, daß Schelmuffsky aufschneidet und sich dabei immerfort unbewußt Lügen straft, macht die Komik und Zeitkritik aus, sondern daß er aufschneidet und unbewußt trotzdem Wahrheiten sagt!“<sup>12</sup> Aber was für Wahrheiten? Erstens, die soziale Ambivalenz von Frankomanie und Frankophobie. Zweitens, die äußerliche Aneignung der höfisch-barocken Kultur durch das Bürgertum, sowie die veräußerlichte Barockkultur selbst.

Frankomanie erschien, wie oben erwähnt, offenbar in der allgemeinen französischen Mode, sowohl beim Dresdener Hof, als beim Leipziger Bürgertum; verbissene Frankophobie erschien dagegen als Reflex auf die tatsächliche kulturelle und politische Unterlegenheit

<sup>11</sup> Hrsg. v. Düffel, Peter von: Christian Thomasius Deutsche Schriften. 1. Aufl. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1970. S. 8. (Vgl. auch De la littérature allemande. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 1969. S. 215).

<sup>12</sup> Hecht: a.a.O. S. 38-39.

hauptsächlich bei höheren Ständen, an deren Spitze in Kursachsen seit 1694 August der Starke stand. Hier ist es auch wichtig zu merken, daß die Leipziger Bürgerschaft, obwohl sie den Aufschwung ihrer Stadt keiner fürstlichen Gunst, sondern allein dem Handelsgeist dankte, geistig und kulturell immer mehr vom Dresdener Hof abhängig wurde und danach strebte, die höfische Kultur und Lebensform zu kopieren, während der Dresdenerhof selbst, wie die meisten deutschen Duodezhöfe, dem musterhaften Vorbild Versailles nachzueifern suchte. August der Starke, Kurfürst von Sachsen und später König von Polen, ist bekannt als prunkliebender Fürst, der Dresden und Warschau nach Vorbild von Versailles ausbauen ließ und im Stil Ludwigs XIV hofhielt. Der erste politische Akt Augusts II. als Kurfürst war ein Untersuchungsbefehl der Todesursache seines ältesten Bruders und Vorläufers, dessen plötzlicher Tod, dem Gerüchte nach, durch die schwarze Magie der verstorbenen Geliebten eingetreten war. Schon diese Untersuchung und der danach gefolgte Hexenprozeß rufen uns die prachtvollen Muster-Fälle in Frankreich unter der Regierung Louis XIV.<sup>13</sup> ins Gedächtnis zurück; ja, man kann sogar eine verborgene nebenbuhlerische Haltung des Dresdener Hofes gegen den Versailleser-hof bemerken, die später bei Augusts Besteigung des polnischen Throns zur öffentlichen Opposition wurde. Das zeigen manche stattlichen Traktate, die erbittert die Hegemonieansprüche der französischen Krone zurückweisen. Also ist es kein Wunder, daß Schelmuffsky, der in den Lügenabenteuern als Standesperson handeln will, trotz seiner häufigeren, gebrochenen Anwendung französischer Wörter und Wendungen, doch gerade Frankreich umgeht: seine Handlung spiegelt nur die gesellschaftliche Ambivalenz, oder Spannung zwischen Frankomanie und Frankophobie wider. (Ähnliche Widerspiegelung der Manie-Phobie-Beziehung mag auch darin gefunden werden, daß der Reiseheld mit dem sprechenden Namen das Vaterland von Picaro, nämlich Spanien, trotz seines Wunsches schließlich nicht erreichen kann.) Das ist, mit andern Worten, Ausdruck der Verdrängung in dem Reisetraum, den der Held mit Bewußtsein erzählt.

Nun wäre es nicht notwendig, noch viele Worte darüber zu verlieren, daß Reuter durch das Spottbild Schelmuffsky, dessen Wesen im „Gegensatz: bürgerlicher Rüpel—adliger Geck“<sup>14</sup> besteht, sowohl die äußerliche Aneignung der höfisch-barocken Kultur durch das Bürgertum, wie auch die veräußerlichte Barockkultur selbst kritisch darstellt. Die barocke Überkraft wird durch die „wahrhaftige curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung“ des „praven“, „anmuthigen Junglings“, der sich Fortunaskind nennt, mit allen seinen absurd-komischen Lügenabenteuern verspottet. Und wir weisen auch darauf hin, daß der Reuter der Leipziger Jahre gegen die allgemein anerkannten Wurzeln der Barockkultur, nämlich die religiös-kirchliche Wurzel und die weltlich-fürstliche (die im Machtbewußtsein des absoluten Fürsten lag) keine Achtung erweist. Vielmehr kann man schon hinter der lustigen Maske eine Art Skepsis gegenüber allem Absoluten spüren; geistesgeschichtlich gesehen wäre es der Keim, oder mindestens das Mistbeet der Aufklärung zu nennen.

Aber einige Punkte müssen noch betrachtet werden, ehe wir zu einem Schluß gelangen: Reuters späteres Handeln scheint etwas Problematisches zu enthalten.

Als die Universität ihn im April 1699 auf Lebenszeit relegiert, suchte er, mit Hilfe und Unterstützung einflußreicher Hofkreise und des Kurfürsten selbst, die Aufhebung des Urteils zu erwirken. Nach dem Mißerfolg dieses Versuchs wurde er im Jahr 1700 Sekretär beim

<sup>13</sup> Vgl. Hexen und Hexenprozesse. von Kurt Baschwitz, München. 1963.

<sup>14</sup> Tober, Karl: Christian Reuters Schelmuffsky. in *Zeitschrift für die deutsche Philologie* 74. (1955). S. 135.

Kammerherrn Rudolf Gottlob von Seyfferditz. Ferner, nachdem er aber am Dresdener Hof seine Stellung nicht hatte sicher begründen können, suchte er wahrscheinlich seit 1703 am Berliner Hof des ersten Preußenkönigs Friedrich I. sein Glück.

Dieser Umstand scheint schlechthin darauf hinzudeuten, daß sich Reuter immer um die Gunst der Höfe bemühte, oder mindestens, im Gegensatz zum eben Erwähnten, daß Reuter keine gehässige Gesinnung gegen höfische Kultur hatte, zumal da er sich schon in Merseburger-Jahren der ungewöhnlichen Gunst *Magnorum Virorum* erfreut hatte.

Ja, in einem Sinne könnten wir nicht ganz verneinen, daß Reuter das Leben und Treiben des unmündigen Bürgertums, das seine eigene Lebensform noch nicht hatte, sozusagen unbarmherzig von oben her verhöhnt. Aber wer weiß, ob nicht hinter der Verspottung der philiströsen Großmannssucht irgend eine versteckte Abneigung eines Bauernsohns gegen die prunkhaften städtischen Neureichen, die mit Geld, d.h. teils durch Adelsbrief, teils durch Eheschließung, den Adelsstand zu bezahlen suchten. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich der Bauernstand und der feudale Adelsstand im Laufe der Entwicklung von Geldwirtschaft und Absolutismus (die beiden verbinden sich miteinander als Merkantilismus) in ähnlicher, oder paralleler Lage finden: jener wurde gezwungen, unter der Herrschaft nicht nur von Landesfürsten, sondern auch von Kaufmannsstand zu stehen; dieser war zum Hofadel getrieben, um seine alte—wenn auch kleine—Unabhängigkeit zu verlieren. Gefühlsmäßig also können die beiden alten Stände gegebenenfalls Seite an Seite stehen, vor allem wenn sie dem Emporkömmling gegenüberstehen. Daher wäre es anzunehmen, daß sich im tiefsten Grund der Reuterschen Kritik an der bürgerlichen Lebenslüge und Mode—die Mode ist insofern eine Art Lüge, als sie über die soziale und individuelle Verschiedenheit der Menschen hinwegtäuscht und dem Sein das Schein vorstellt—bewußt oder unbewußt, persönlichstäändisches Unbehagen und gemeine Interesse mit älteren Ständen in einer drohenden Situation befinden. Allerdings sowohl Übertreibung als auch Vereinfachung soll immer vermieden werden: der juristische Student Reuter hätte auch zu der neu aufgehenden Schicht im absolutischen Staat gehören können, wenn er, nach abgeschlossenem Studium, Justizbeamte geworden wäre. Die Relegations-Entscheidung der Universität aber hatte die Hoffnung und Möglichkeit zunichte gemacht. Reuter näherte sich unumgänglich dem Hof; vermutlich rechnete er darauf, durch die Einwirkung und Unterstützung höfischer Würdenträger die Universität zu einer formellen Aufhebung seiner Relegation zu bewegen. Da die Spannungen zwischen der orthodoxischen Universität mit dem Dresdener Hof aber gerade damals aufgrund des Konfessionswechsel Augusts des Starken, der 1697 katholisch geworden war, um die polnische Königskrone erwerben zu können, zu offener Feindseligkeit gediehen war, war Reuters Versuch, wenn auch unvermeidlich, doch aussichtslos, zumal da er mit der „ironischen Anspielung auf die Verhältnisse an der Universität“<sup>15</sup> in *Schelmuffsky* sowie mit der Bredigtparodie *Letztes Denk- und Ehrenmal* einen schlechten Eindruck auf die stark-orthodoxen Universitätskräfte gemacht hatte. So wurde der witzige und mutige Student, gern oder ungern, zum höfischen Leben getrieben, was der volkstümlich-satirischen Tendenz seiner Dichtung nicht entsprochen haben kann.

Obwohl er sich „im Jahr 1700 in der Dresdener Hofgesellschaft, geschützt von höchsten Gönnern, so sicher“<sup>16</sup> fühlte, „daß er nicht nur, wie die Akten zeigen, über seine Leipziger Gegner triumphieren konnte, sondern es im *Graf Ehrenfried* sogar wagte, einen Günstling

<sup>15</sup> Vgl. Anmerkungen zu *Christian Reuters Werke in einem Band*. S. 363.

<sup>16</sup> Hecht: *Christian Reuter*. S. 44.

des Landesherrn unter seinem wahren Namen auf die Bühne zu stellen und auf den Konfessionswechsel Augusts des Starken mit kaum verstecktem Spott anzuspieren,<sup>17</sup> konnte er am Dresdener Hof nicht Fuß fassen und mußte schon nach einigen Jahren aus unbeweisbaren Gründen das Land verlassen. Vermutlich erregten die unehrerbietigen Anspielungen bei den Hofleuten den Anstoß. Auch innere Momente können wir aber nicht unbeachtet lassen: das ernst-lustige Streben und Treiben des einfachen Liebespaars, nämlich von Grete und Courage, der ein lustiger Diener genannt wird, ermöglicht uns einen Blick auf die ethische Grundhaltung Reuters, die weder asketisch-jenseitig noch höfisch-barock ist, zu werfen. Dennoch ging er nach Berlin zum anderen prunkhaften Hof. Wahrscheinlich suchte er dort die sichere Stelle eines Hofdichters, wahrscheinlich auch mußte er als einer der zahlreichen Gelegenheitsdichter sein Brot verdienen. Die meisten zurückgelassenen Dichtungen seiner Berliner Jahre sind aber geringwertig und bestätigen, daß er kein Talent zum Hofdichter oder beruflichen Gelegenheitspoeten hatte; nur die *Passionsgedanken* haben kleine Bedeutung in der Geschichte des deutschen protestantischen Oratoriums.

Das Hofleben und die Gesellschaft der Residenzen ließen ihm also keinen genügenden Spielraum; nur in der Handels- und Universitätsstadt Leipzig hatte er seine Fähigkeit, wenn auch nicht völlig, beweisen können, was schließlich und endlich daraus zu erklären wäre, daß Reuter angeborener Satirendichter war. Ein Satiriker im Hof eines absolutistischen Fürsten muß, früher oder später, schweigen, es sei denn, daß er Hofnarr würde.

Vom Aufbau und Effekt her gesehen, sind die erfolgreichereren Komödien, *Frau Schlampe*, *Krankheit und Tod*, und *Graf Ehrenfried*, doch schwächere Leistungen als die Prosawerke, *Schelmuffsky* und *Letztes Denk- und Ehrenmal*, obgleich der Dichter größere Energie und mehr Zeit für Theaterkunst verschwendete als für Prosawerke. Wir glauben, den Grund dieser ein bißchen ironischen Nichtübereinstimmung zwischen Mühe und Frucht teilweise darin finden zu können, daß das Drama als Gattung, solange es Aufführung voraussetzt, dem Dichter förmlich wie inhaltlich striketer Norm aufstellt als der Roman, während Satire „the process of attacking by ridicule in any medium“<sup>18</sup> ist. *Graf Ehrenfried* gibt uns ein typisches Beispiel, das zeigt, wie unvermeidlich die Bedingung der Gattung und der unbefangene satirische Geist in einem Lustspiel zusammenstießen. Man denke nur an die Anspielung des Konfessionswechsels und den, wenn auch etwas ironischen, doch schmeichelhaften Lobgesang auf den König sowie an den deus-ex-machina-artigen Schluß. Die konventionelle Bühnentechnik bricht die Spitze der Zeitkritik ab, oder umgekehrt gesagt, stören die kaum verborgenen satirischen Anspielungen die Harmonie des Lustspiels. Denn „Comedy accepts the rules of the social game, satire does not: it is a protest against the rules as well as against the players, and it is much more profoundly subversive than comedy can afford to be. True satire offers both a more fantastically distorted vision and a sharper criticism of life than the traditional stage comedy can support if it is to meet its audience's expectations. ....The other difficulty about combining satire with the stage is that all satire is to some degree allegorical; its characters have to stand for something beyond the literal level. ....The very circumstances of play-acting are allegorical in themselves.....In this case it is difficult for the audience to accept yet another level of allegory, or to enjoy with comfort the spectacle of an actor representing a 'character' that represents an idea....“

<sup>17</sup> edb.

<sup>18</sup> Hodgart, Matthew: *Satire*. 1. edition. London: World University Library. 1969. p. 7.

Hence the normal drama has been too combined a medium for satire, which has flourished best on the stage in forms of entertainment less bound to the rules, that is, ballad-opera, revue or the like."<sup>19</sup> Dagegen ließ der Satiriker Reuter in den Prosawerken weit freier seine Feder laufen, zumal da die Formen der Reihengeschichte sowie Predigtrede wegen ihrer Kürze und Unkompliziertheit ziemlich angemessen für die Satire sind. Es gibt übrigens zwei spezielle Traditionen vom Roman, die enge Verwandtschaft mit Satire haben: das Donquichottische und das Pikareske. Man ginge zwar zu weit, wenn man Schelmuffsky einen deutschen Donquichote nannte, aber kann man doch sagen, daß *Schelmuffsky* tatsächlich die Rolle eines umgekehrten heroisch-galanten Romans spielt, wie *Don Quichotte* als Satire auf Ritterroman beginnt und endet. Mit dem Schelmenroman hat Schelmuffsky selbstverständlich manches gemein, wie zum Beispiel antiheroischen Helden, realistisch-derbe Ausdrücke und vor allem, trotz aller Intentionen Schelmuffskys als angemaßter „Standesperson,“ echt volkstümliche Stimmungen. Kurz, in der verworrenen Situation des Romans am Ende des 17. Jahrhunderts, wo der niedere Roman „bis zu Unkenntlichkeit verzerrt“<sup>20</sup> und der hohe „im vollen Verfall“<sup>21</sup> ist, gehörte der Dichter von *Schelmuffsky* zu jenen „Satyrischen Romanisten,“ die nach Thomasius „dem Appetit der Leserschaft,“ „wenn er sich bey nahe an denen vorigen gesättiget, mit gewürzten und scharffen Speisen zu erwecken suchen, und dem Gemüthe gleichsam einige Erfrischungen beybringen.“<sup>22</sup>

Reuter gehörte aber weder zu den systemimmanenten Kritikern, die sich, wie Thomasius, ohne Rücksicht auf die berufliche Stellung gegen die offiziell geforderte Ungereimtheit wendete noch zu den bewußten zynischen Satirikern, die durchaus, wie Swift, soziale Lüge und menschliche Häßlichkeit verspotten. Zum Glück begegnete er im „kleinen Paris,“ zufällig, doch wie bestellt, einem erregenden Thema und Stoff. Zum Unglück gleichzeitig verrannte er sich damit in die Sackgasse von Spießbürgertum und Formalismus der Handels- und Universitätsstadt. Als er, einen Ausweg suchend, in eine Tür am Gassenende hineinsprang, geriet er ins Labyrinth des gleisnerischen Mäzenatentums, worin er die Orientierung verlor.

<sup>19</sup> Hodgart: a.a.O. S. 189.

<sup>20</sup> Singer, Herbert: *Der galante Roman*. 2. Aufl. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, S. 19.

<sup>21</sup> ebd.

<sup>22</sup> Hrsg. v. Kimpel, Dieter/Wiedemann, Conrad: *Theorie und Technik des Romans im 17. und 18. Jahrhundert*. 1. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer Verlag. 1970. S. 49.